

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Am nächsten Vormittag, nachdem Blücher Koblenz verlassen, hatte Erdmüthe noch ein paar kleine Stücke ihrer Ausrüstung eingekauft. Den größten Teil hatte sie sich bereits in Berlin angeschafft. Nun stand sie in der schmalen Kammer, die sie sich in einer der Straßen der Altstadt für die Nacht von einer hiesigen deutschen Frau ermielet, welche sie mit ins Geheimnis gezogen, und langte nach der Schere, um sich das Haar abzuschneiden. Sorgfältig ausgebreitet lagen die bunten Uniformstücke auf Sofa, Tisch und Stühlen. Und dazwischen trippelte bewundernd und staunend die kleine dicke Wirtin mit ihrem gutmütigen, ehrlichen Gesicht.

„Na, Madamchen, es wird wohl 'n bißchen sauer, das lange Haar runter zu schneiden?“

„Dies storre, glatte Stroh?!“ machte Erdmüthe fast verächtlich, indem sie der Wirtin eine ihrer beiden Flechten entgegenhielt. „Wenn's noch seibige Locken wie die der Ferdinande von Schmettau wären!“

„Wenn's auch man nur storr wie Stroh — 's sind doch zwei lange dicke Böpfe!“ meinte die Alte und bewegte den kleinen runden Kopf mit der dicken Haube wägend hin und her. „Und langes Haar ist doch nun mal unser schönster Frauenschmuck!“

„Mutterchen, Ihr vergeßt, daß ich ja ein Junge werden will!“ Und: ritisch — ratsch — ritisch — ratsch! — die Böpfe fielen zu Boden. Frau Meßhorn bückte sich schwerfällig und hob sie bedauernd auf. Erdmüthe aber ließ sich nicht weiter stören, und, die Augen unverwandt auf ihr Bild in dem schmalrahmigen Hängespiegel gerichtet, schnitt sie rücksichtslos an ihrem Haupthaar herum, bis sie endlich eine ganz leidliche Frisur zustande gebracht hatte. Nun erst blickte sie sich fragend nach der alten Frau um. Die aber hatte geräuschlos das Zimmer verlassen. Schnell entschlossen verriegelte sie da die Thür, streifte ihre Frauengewänder ab und griff zu den Uniformteilen. Und während sie das graue, rotgeaspelte Weinkleid, das grüne, bis an die Hüften reichende Kollert mit dem kurzen Rückenschößchen mechanisch, aber mit kundiger Hand anlegte, gingen ihre Gedanken zu Mann und Kind. Das Bübchen war gewiß nun schon in Königsberg bei der Großmutter eingetroffen. Erdmüthe hatte es nur bis Berlin gebracht; dort hatte ihr Vater das Enkelkind in Empfang genommen. In der Ueberzeugung, daß angesichts des drohenden Krieges seine Tochter mit dem Kinde in aller Kürze nach Haus zurückkehren würde, war er ihr bis Berlin entgegengekehrt. Hier hatte er sie im Hause seiner einzigen Schwester erwartet, da er wußte, daß Erdmüthe hier Station machen würde,

Freilich war der fünfzigjährige, noch sehr rüstige Mann anfänglich nicht damit einverstanden gewesen, daß seine Tochter, die er sehr liebte, in die bedrohten Gegenden zurückkehren wollte. Aber er, der mit seiner Frau selber in sehr glücklicher Ehe lebte, fühlte es ihr nur zu sehr nach, daß sie dem Gatten nahe sein wollte. So sprach sein eigenes Herz wider ihn und gab Erdmüthe recht, die ihm allerdings von ihrem Vorhaben, als Freiwilliger einzutreten, nichts verraten hatte; und schließlich willigte er, wenn auch voll schwerer Besorgnis, in ihre Rückkehr nach Luxemburg ein.

So war es gekommen, daß sie schon jetzt wieder am Rhein sein konnte. Wie würde sich Ulrich freuen, sie schon so bald wieder in seiner Nähe zu wissen! Dessen war sie gewiß in jenem ruhvollen, tiefseligen Bewußtsein des Zueinandergehörens, in jenem unerschütterlichen Vertrauen, das das Wesen ihrer Ehe ausmachte. — Daß er vor ihrer Rückkehr erzittern könnte, in dem Gedanken, sie, sein Weib, sein Heiligtum auf Erden, vielleicht durch eine unglückliche Kugel zu verlieren, das kam ihr gar nicht in den Sinn.

In sich hineinlächelnd, schloß sie den roten Kragen. Aber gleich darauf glitt ein Schatten über ihr Gesicht. Wie vermochte sie nur über eigenem Glück selbstständig des Freundes zu vergessen, den sie, das sagte ihr das Herz, in gramvollster Verzweiflung zurückgelassen?

Was war aus Toska geworden?

Bis zu Erdmüthens Abreise war sie nicht wieder in die Wohnung ihres Mannes zurückgekehrt. Und Otto hatte sich in starrem Trost vor den alten Freunden verschlossen und ihnen seit jener Stunde auszuweichen gewußt. So hatte Erdmüthe ihn vor ihrer Abreise überhaupt nicht mehr gesehen. Wie würde sie ihn wiederfinden? Hatte er inzwischen wohl ein Lebenszeichen von Toska erhalten?

Der Säbel, den sie umschnalzte, klirrte am Boden. Der harte, helle Klang rief sie zu sich selbst und in die Gegenwart zurück. Ihr Auge traf ausblickend den Spiegel. Erschrocken fuhr sie zusammen. Fast hätte sie sich selbst nicht wieder erkannt. Das kurze, seitlich gescheitelte Haar — die bunte männliche Kleidung —

Aber gleich darauf sah sie mit den tastenden Blicken eines Fremden an sich nieder. Es war ihr plötzlich, als sei sie in dieser Gewandung entblößt. Weibliche Scham durchflutete sie — in heißem Aufstöhnen schlug sie die Hände vors Gesicht.

Daß sie sich unsichtbar machen und unsichtbar an ihres Mannes Seite für das Vaterland, das heißgeliebte Vaterland, Wirt und Leben einsetzen könnte!

Minutenlang währte dieser Kampf mit ihrem Schamgefühl. Ein trodenes Schluchzen würgte in ihrer Kehle.

Endlich aber strafften sich alle Sehnen ihres Körpers. Mit geballten Fäusten, mit feuchtschimmernden Augen blickte sie gen Himmel.

„Vater,“ fluchte sie mit zuckenden Lippen, „du, hilf mir! Segne mich! — Du siehst in mein Herz! Es ist nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht, was mich treibt. Es ist eine heilige un-

zwingliche Gewalt. — Ich kann nicht anders — ich muß! Und dieses Muß kannst nur du — nur du selber in mich hineingesenkt haben!“

In angstvoller Hilflosigkeit faltete sie die Hände. Bangsam, langsam aber stieg eine stille, leuchtende Zuversicht in ihrem Herzen, in ihren Zügen herauf. —

„Se, Herr Ulan, noch nicht schön genug? Die Toilette dauert aber schauderhaft lange,“ rief da Frau Mehlhorns Stimme von draußen.

„Ist aber beendet!“ gab Erdmuthe prompt zurück. Noch ein Blick gen Himmel — ein Neigen des blonden Kopfes:

„Ich fühl' es, dein Segen ist mit mir!“

Gleich darauf sprang sie zur Tür. Sie öffnete. Frau Mehlhorn prallte zurück.

„Bei allen Heiligen —!“ Sie stand mit offenem Munde.

„Ich gefalle Ihnen wohl gar?“

Die Alte schlug, ins Stübchen tretend, schmunzelnd die Hände ineinander.

„Schade, daß ich kein Mädel mehr bin.“ Mit staunend aufgerissenen Augen ging sie in großem Bogen um den frischgebadenen Ulan herum. „Würd' mich gleich verlieben!“

„In die Uniform!“ Erdmuthe lachte hell auf. „Ja, ja! Die Kleider machen Leute!“

„Wird man denn aber auch reiten können?“ äugte die Alte mißtrauisch.

„Reiten?! Wie der Wind! Sonst müßte man kein ostpreußisches Landkind sein!“

*

In Brüssel, bei Lord Uxbridge, war große Tafel. Lord Wellington, der Oberbefehlshaber der englischen Armee und der dieser eng verbundenen niederländischen, hannöverschen, braunschweigischen und nassauischen Truppen, die seit dem Sturze Napoleons 1814 gemeinsam das Land westlich der Maas besetzt hielten, hatte den Feldmarschall Blücher zur Besichtigung seines Heeres und zur Besprechung gemeinsamer Operationen gegen Napoleon in sein Hauptquartier nach Brüssel eingeladen.

Die erlesene Gesellschaft — man erblickte außer Blücher und Wellington den Herzog von Braunschweig, Gneisenau, Major von Scharnhorst, Dörnberg, Generalleutnant Alten, Ompteda und andere — war in angeregtester Stimmung. Die gestrige wie die heutige Revue war tadellos verlaufen.

Am gestrigen Tage hatte der Herzog von Braunschweig, der schwarze Herzog, vor dem preußischen Feldherrn sein in bester Verfassung befindliches Kontingent vorbeidefilieren lassen. Und heute hatte Wellington selber seine britische Reservekavallerie und die dazugehörige Artillerie seinem Freunde Blücher auf der weiten Ebene an der Dender vorgeführt. Das Vorbeiwagen der herrlichen englischen Kavallerie, dieser auf den edelsten Pferden berittenen und mit dem vortrefflichsten Material ausgerüsteten Truppe, war ein ebenso imponantes wie erhebenendes Schauspiel gewesen. Und im Herzen jedes Augenzeugen war die Hoffnung auf den endlichen Sieg über Napoleon zur Gewißheit geworden.

Wellington erhob sich. Einmal nach dem andern. Seine hohe, hagere Gestalt mit den eisernen, undurchdringlichen Gesichtszügen stand jedesmal kerzengerade, unbeweglich vor seinem Stuhl an der reichgedeckten Tafel. Er brachte rasch nacheinander verschiedene Toasts aus — kurz, knapp und klar:

„The King!“

Dann:

„Les Alliés!“

und andere.

Schließlich:

„Monsieur le maréchal Blücher!“

Ein unbeschreiblicher Jubel hallte als Antwort der Anwesenden durch den Saal. Das „Hip! Hip! Hurra!“, das Trommeln mit den Mätern auf den Tischen wollte kein Ende nehmen.

Endlich, als der Sturm sich ein wenig gelegt, erhob sich der greise Feld. Seine Silnengestalt — eine vaterländische, Himmelaufstrebende Giche. Auf dem beweglichen, von weitem, dichtem Haar umrahmten Gesicht schon Spuren des Alters, aber verklärt durch den Ausdruck herzerquickender Freundlichkeit, jugendlicher Ähnlichkeit, unwandelbarer Treue. Und aus den Augen lobert jene Begeisterung, die ihre Kraft aus dem Himmel holt und sich das Höchste zum Ziele setzt.

„Messieurs — messieurs — je voudrais vous dire — vous dire — — ach!“ Blücher setzte den Champagnerseidel, den seine Hand unklammert gehalten, mit einem Knack

auf die Tischplatte. Fast wäre das Glas zerbrochen. „Meine Herren! Mit Frankreichs Sprache stehe ich wie mit seinem Kaiser auf dem Kriegsfuße. Was ich auf dem Herzen habe, das muß in meiner lieben, deutschen Sprache herunter. Und mein Herz ist voll! Ueberdill! Einmal von Zorn und Groll und Grimm gegen den Korfen, diesen Höllejohn, der mein Vaterland, der halb Europa sieben bittere Jahre lang hindurch in Ketten geschlagen, der in einer aus Abenteuerliche grenzenden Tollkühnheit es wagt, den verbündeten Mächten noch einmal die Stirn zu bieten und die Greuel des Krieges von neuem über Europa heraufzubeschwören! Mit Blut und Tränen ist sein Name in den Blättern des großen Schicksalsbuchs eingeschrieben. Aber Gott da droben ist gerecht! All die Tränen, all das Blut, das seinetwegen vergossen, es wird an ihm gerächt werden! Ich bin dessen gewiß! Die Macht, die er sich angemacht, ist trügerischer Schein! Wie ein hohler Baum muß sie zusammenbrechen. Wohl hängt das Heer, das er einst zu Ruhm und Glanz geführt, noch in alter Hingebung und Vergötterung an ihm. Aber in der Vendée tobt schon der Bruderkrieg, die gebildeten Kreise des ganzen französischen Volkes stehen, kriegsmüde, ihm fremd oder gleichgültig gegenüber — ganz Europa hat ihn in die Acht erklärt und ihm tödliche Feindschaft geschworen! Sein einziger Bundesgenosse, König Murat, ist in Italien geschlagen und auf der Flucht! Seine Stunde naht. Sie soll uns gewappnet finden. Meine Herren! Mit dem Heere, das mein König die Gnade hatte, mir nochmals anzuvertrauen, das derselbe flammende Geist, der gleiche Rot und Tod überwindende Wille wie 1813 beseelt, mit diesem Heere werde ich gemeinsam mit meinem Bruder Wellington dem Korfen entgegentreten, sobald unsere Ordre es erlaubt. Wir brauchen die zögernd herannahenden Oesterreicher und Russen nicht mehr. Seite an Seite fühlen wir uns an der Spitze unserer vortrefflichen Truppen stark genug, um unseren Todfeind zu zertreten. Und deshalb ist mein Herz nicht nur voll von Groll und Grimm — es ist auch übervoll von Dankbarkeit gegen diesen meinen Mitfeldherrn, der mir in so treuer Kampfbereitschaft die Hand gereicht. Er, der dem damals noch Unbesiegtgen auf Spaniens Boden jahrelang Schach geboten, auf den wir als einen Stern der Hoffnung blickten, als noch tiefste Nacht um uns war, er, mein edler Waffenbruder, der Sieger von Vittoria, Herzog Wellington, er lebe hoch!“

Die lauteste Begeisterung brach aus und wollte nicht enden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprengstoffe des modernen Krieges.

Von Dr. Franz Kitzler.

In den Kriegen früherer Zeit gab es nur einen einzigen Sprengstoff, das Schwarzpulver, das zu allen möglichen Zwecken dienen mußte. Man schoß damit die Kugel aus dem Gewehr sowohl, wie die aus dem Geschütz ab, und füllte auch die Bomben damit. Noch im Kriege 1870/71 spielte es eine wichtige Rolle. Sein größter Nachteil bestand darin, daß bei der Explosion gewaltige Mengen von weißem Rauch entstanden. Infolgedessen war es überhaupt unmöglich, aus einer verborgenen Stellung zu feuern. Die weißen Rauchwolken des alten Schwarzpulvers verteilten sie dem Feinde sofort. Bei Massenerfeuer jedoch und insbesondere bei Schnellfeuer mußte das Schießen immer schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit eingestellt werden, da die dicken Rauchschwaden eine undurchsichtige Wolke vor der feuernden Linie bildeten, die sich erst wieder vertiefen mußte, ehe man den Feind von neuem aufs Korn zu nehmen vermochte.

Alle diese Umstände haben dazu geführt, nach neuen Pulverarten zu suchen, die die Nachteile des Schwarzpulvers nicht aufweisen. Man fand sie in dem heute allgemein gebrauchten rauchlosen oder, genauer ausgedrückt, „rauchschwachen“ Pulver; denn eine vollkommene Rauchlosigkeit ist nicht erreicht. Der Rauch, den diese Pulver entwickeln, ist aber so schwach, daß er überhaupt nicht in Betracht kommt. Man sieht ihn schon auf kurze Entfernung nicht mehr. Bei einem abgeschossenen Gewehr gleicht er dem Wälchen, das ein Zigarettenraucher von den Lippen bläst. Selbst stark feuernde Linten vermag dieses schwache Wälchen nicht zu verraten. Da das Pulver also jetzt kein Hindernis mehr ist, gut verborgene Stellungen aufzusuchen, so hat sich mit seiner Einführung das ganze Aussehen des Schlachtfeldes geändert. Man feuert nur noch aus gedeckten Stellungen, in denen man sich der Sicht des Feindes nach Möglichkeit zu verbergen sucht. Dadurch, sowie daß durch die Verbesserung unserer Feuerwaffen die geschlossenen Abteilungen schon auf weitere Entfernungen gefährlicher sind als früher, ist die berühmte „Leere des Schlachtfeldes“ entstanden. Während früher auf dem Schlachtfelde Kolonnen herum-

marschieren, Rauch und Pulverdampf aufsteigen, sieht man heute überhaupt nichts mehr. Das Schlachtfeld macht einen geradezu frieblichen, einen leeren Eindruck, die feindlichen Kräfte feuern aus gutgedeckten und nicht sichtbaren Stellungen aufeinander.

Das rauchschwache Pulver ist auf die Erfindung der Schießbaumwolle durch den deutschen Chemiker Christian Friedrich Schönbein zurückzuführen, der im Jahre 1845 mitteilte, daß gewöhnliche Baumwolle explosive Eigenschaften erhält, wenn man sie in ein Gemenge von Schwefelsäure mit Salpetersäure eintaucht. Die Baumwolle sieht nachher genau so aus, wie vorher, sie ist von gewöhnlicher Baumwolle nicht zu unterscheiden, explodiert aber sehr heftig. Im Jahre darauf erkannte Schönbein, daß sich solche Schießbaumwolle in Aether sehr leicht auflöst. Heute noch verwenden wir diese Lösung in Aether in der Medizin. Es ist die bekannte „Kollodium“ genannte Flüssigkeit, die man auf Wunden aufstreicht. Der Aether verdunstet rasch, während ein feines Häutchen von Schießbaumwolle zurückbleibt, die Wunde bedeckt und sie verschließt. Auch das bekannte Kollodium ist weiter nichts als eine Mischung von Kampfer mit Schießbaumwolle, der man noch etwas Birkweiß zugesetzt hat. Aus der Schießbaumwolle werden nun die rauchschwachen Pulver hergestellt, die gewöhnlich die Form dünner, zelluloidähnlicher Blättchen von rhombischer Gestalt haben. Es ist nun eine merkwürdige Eigenschaft der Schießbaumwolle, daß sie sich nur durch Stoß entzündet. Hält man sie in eine Flamme, so brennt sie wie gewöhnliche Baumwolle ab. Man muß daher, um sie zur Entzündung zu bringen, einen Stoß auf sie wirken lassen. Dieser Stoß wird durch ein anderes Mittel des modernen Krieges, durch das Knallquecksilber, hervorgebracht. Das Knallquecksilber wurde bereits im Jahre 1799 von Howard entdeckt. Seine große Explosionsfähigkeit ist bekannt, bildet es doch die Füllung der bei Festen so beliebten Spielerei, der Knallbonbons. Bei diesen ist zwischen zwei Papierblättchen etwas Knallquecksilber angebracht, dem man, um seine Explosionsfähigkeit zu verringern, etwas Schwefelantimon zugesetzt hat. Im Kriege wird das Knallquecksilber zur Füllung der Händhütchen verwendet, die in die Rückseite der Patronen eingelegt sind. Trifft der durch die Feder des Gewehrs nach vorn geschleuderte Schlagbolzen auf das Händhütchen, so explodiert das darin befindliche Knallquecksilber. Der bei seiner Explosion auftretende starke Stoß bringt das rauchschwache Pulver zur Entzündung, das beim Explodieren ungeheure Mengen erhitzter und deshalb rasch sich ausdehnender Gase entwickelt, durch die das Geschöß aus dem Lauf getrieben wird.

Trotz der Rolle, die die rauchschwachen Pulver in den Kriegen der Jetztzeit spielen, findet doch auch das alte Schwarzpulver noch Verwendung. Würde man nämlich eine Bombe oder Granate mit rauchschwachem Pulver füllen, so würde man in Folge der geringen Rauchentwicklung nicht zu beurteilen imstande sein, ob sie ihr Ziel auch richtig getroffen hat. Deshalb verwendet man das Schwarzpulver überall da, wo der Rauch Kunde davon geben soll, ob der Schuß auch an der gewünschten Stelle saß. Sieht man am Ziel die starke weiße Wolke des Schwarzpulvers aufsteigen, so ist dies ein Beweis, daß es getroffen ist.

Die reine Schießbaumwolle wird gleichfalls als Explosionsmittel verwendet. Ihre Hauptrolle spielt sie im Seekrieg, wo man Minen damit füllt. Infolge ihrer großen Explosionskraft genügt eine verhältnismäßig kleine Mine, um ein starkes großes Panzerschiff zum Sinken zu bringen. Außer der Schießbaumwolle verwendet man zur Füllung der Minen in manchen Staaten aber auch noch Dynamit, das ebenso wie die Schießbaumwolle auch bei der Herstellung der Torpedos eine wichtige Rolle spielt. Das Dynamit wird aus dem Nitroglyzerin gewonnen, das fast gleichzeitig mit der Schießbaumwolle, nämlich im Jahre 1846, durch Behandlung von Glyzerin mit Salpetersäure und Schwefelsäure zum erstenmal dargestellt wurde. Merkwürdigerweise erkannte man damals die explosiblen Eigenschaften des Nitroglyzerins nicht, man verwendete es in einer anderen, sehr merkwürdigen Form: es wurde unter dem Namen „Glonoin“ in den Apotheken als Mittel gegen Kopfschmerz verkauft. Der Zufall lernte seine Explosionskraft erkennen, die so groß ist, daß man zunächst überhaupt nichts damit anzufangen wußte. Erst dem berühmten Chemiker Alfred Nobel gelang es im Jahre 1866, die Explosionskraft des Nitroglyzerins dadurch zu dämpfen, daß er es von einem zweiten Körper auffangen ließ, der sich gewissermaßen zwischen seine einzelnen Teile einschob, so daß die Explosion von einem Teilchen zum anderen nur langsam fortschreiten konnte. So entstand das Dynamit, das weiter nichts ist, als von einer bestimmten Erdart, dem Kieselgur, aufgesaugtes Nitroglyzerin. Der Kieselgur, auch „Infusorienerde“ genannt, besteht aus dem Kieselsäurekieseln abgestorbener, unendlich kleiner Lebewesen, und bildet mächtige Lager. So ist z. B. ein Teil von Berlin auf Infusorienerde erbaut. Das Dynamit ist bedeutend ungefährlicher als das reine Nitroglyzerin, und explodiert gleichfalls durch Stoß. Es ist also, um es zur Explosion zu bringen, immer noch ein zweites Explosionsmittel zu verwenden, dessen Stoß die Explosion des Dynamits auslöst.

In Frankreich spielt das „Melinit“ eine große Rolle, ein Explosionsmittel, von dem außerordentlich viel Aufsehens gemacht wurde. Es ist weiter nichts als die sogenannte „Bikrinsäure“, die schon seit langer Zeit als Farbstoff im Gebrauch stand. Sie ist gleichfalls ein mit Hilfe von Salpetersäure gewonnenes Produkt, das die Eigenschaft hat, die verschiedenartigsten Stoffe schön gelb zu färben. Man stellt sie durch Behandlung von Karbolsäure

mit einem Gemenge von Schwefelsäure und Salpetersäure her. Sie bildet ein gelbliches Pulver, das in hohem Grade explosiv ist. Um daraus das Melinit zu gewinnen, wird sie geschmolzen. Aber auch hier ist die Explosion zu stark, und man muß deshalb noch besondere Zusätze machen, durch die sie verringert und verzögert wird. So sehr man auch das Melinit rühmte, so zeigte es sich doch, daß es verschiedene unangenehme Eigenschaften hat. Auch das bei der englischen Marine in Verwendung stehende Explosionsmittel, das „Lyddit“, ist weiter nichts als geschmolzene Bikrinsäure, also so ziemlich genau dasselbe wie das Melinit. Es hat seinen Namen von dem Orte Lydd, wo die ersten Versuche damit gemacht wurden.

Der genwärtige Krieg wird hinreichend Gelegenheit geben, neue Erfahrungen über die verschiedenen in ihm verwendeten Sprengstoffe zu sammeln. Der Erfolg wird ja lehren, welche von den kriegführenden Mächten die besten besitzt.

Die eingemauerten Generalfüßler.

Wahres Geschichtchen.

Nach erzählt von W. W. Göttig.

Südwestlich von L.; seit acht Tagen liegen wir ununterbrochen in den feuchten Schützengräben. Etwa 1 Kilometer vor unserer Front ein kleines, vollkommen verlassenes Dorf. Unsere Vorhut war schon einigemal drin in dem Nest; keine Menschenleese. Wieder senkt sich langsam der Abend herunter; nach und nach verschwinden in der Dunkelheit immer mehr die Umrisse des frieblich emporragenden Kirchturmes. Die Wolken jagen am Himmel und der Wind summt in den Bäumen sein monotonen Lied. Die Mannschaften schlafen; jeder zehnte Mann bleibt wach und wird nach zwei Stunden von seinem Nachbar abgelöst. Und bald tönt aus dieser, bald aus jener Ecke ruhiges Schnarchen.

So vergeht Stunde auf Stunde; der Musketier Schneider wacht; da, was war das; Herrgott, da schon wieder.

„Ja, Himmelhergott!“ und er weckt den neben ihm liegenden Unteroffizier — „Herr Unteroffizier, verzehnen Sie, da droben auf dem Kirchturm habe ich eben Licht gesehen.“

Berschlagen gähnt der Unteroffizier „Nä?“

„Ich melde gehorsamt, auf dem Kirchturm brennt Licht.“

„Blödsinn, das Raff ist ja vollkommen leer. Sie werden einen Stern —“

Doch nein, jetzt hat er's auch gesehen, es ist kein Stern, es ist ein Licht! Er setzt das Fernglas an und äugt hinüber; wahrhaftig; und es beweagt sich; da... jetzt ist's aus... da ist's wieder. Der Unteroffizier geht den Schützengraben entlang, weckt den fest schlafenden Hauptmann — der ist ja noch der einzige Offizier, alle anderen sind tot, verwundet. — Erregt flüstert er: „Herr Hauptmann, auf dem Kirchturm müssen Leute sein. Es brennt da ein Licht; manchmal verschwindet es, manchmal sieht man es ganz — sehen Sie, Herr Hauptmann, da ist es wieder.“

Des Hauptmanns scharfes Auge folgt dem ausgestreckten Zeigefinger seines Untergebenen... Er sieht nichts.

„Geben Sie mal das Glas her.“

Angestrenzt sieht er hinüber nach dem stumm in die Nacht ragenden Turm.

„Donnerwetter ja, Sie haben recht. Aber jetzt mal Ruhe. Wecken Sie etwa zehn Mann, auf die wir uns verlassen können und melden Sie sich bei mir.“

Nach kurzer Zeit stehen zwölf Mann beim Herrn Hauptmann.

„Sie gehen unter Führung des Gefreiten Peut auf das Dorf zu; untersuchen Sie den Kirchturm ganz genau und sehr sorgfältig. Ich und der Unteroffizier Schweden haben auf dem Turm Licht gesehen.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Aber Sie wissen, um was es sich handelt. Und jetzt! Hals- und Beinbruch!“

„Danke sehr, Herr Hauptmann.“

Und ganz behutsam rücken die zwölf auf das Dorf zu — unter dem Schutze der Nacht sind sie bis an den Kirchturm heran. Jetzt dämmert der Morgen. Sie öffnen die unverschlossene Türe und steigen die kienlich hohe Treppe empor. Nichts, absolut nichts Verdächtiges.

„Ach was“, sagt der Gefreite zu dem Einjährigen Meschede.

„Hier kann ja gar niemand sein. Hier hört die Treppe auf und die Fenster wären doch die einzigen, von wo man was sehen kann. Sehen Sie mal da runter, Einjähriger, ist das nicht großartig, die Aussicht... Sehen Sie, da hinten die schwarze Linie, das ist unser Schützengraben. Verdammt noch mal; und da liegt man nun schon 10 Tage in dem Schlammassel. — Was wollen Sie denn, Musketier Franke?“

„Welche gehorsamt, da hinten, wo der Benz koppt, da klingelt die Wand so höhl.“

„So; Benz, vermuten Sie da vielleicht ne vermauerte Türe, Se,“ lachte der Gefreite.

„Ja wohl, Herr Gefreiter.“

„Na, dann haut sie mal ein.“

Und sechs, sieben Gewehrkolben stiegen, von kräftigen Armen geschwungen, gegen die verdächtig klingende Stelle.

Und wirklich, die Mauer gibt nach... Eine Öffnung entsteht und eine Treppe wird sichtbar. Unterdessen haben einige einen schweren Schmiedhammer requiriert und mit ein paar mächtigen Schlägen fallen die letzten Steine.

Verdammt noch mal... Rauf!" befiehlt der Befreite.

Und mit geschwinde Schritten halten acht Mann die Treppe zum Glockenturm... die Tür oben ist verschlossen... Krach, da fliegt sie auf und den erstaunten Augen bietet sich ein seltsamer Anblick:

Drei Herren, in der Uniform englischer Generalfeldwebel hocken am Boden mit freibeweihten Gesichtern und strecken die Hände in die Höhe. Mit einem Satz sind die acht in dem Raum und triumphierend schleppen sie die drei in den Schützengraben zurück.

Leuchtenden Auges vernimmt der Herr Hauptmann den Bericht seines Befreiten:

„... Auf Monate waren die Kerle verproviantiert, Telephon hatten die Brüder, gemein, so was!“

„Na, also regen Sie sich mal nicht an, Befreiter,“ beschwichtigt der Hauptmann, „holen Sie mal den Musketier Schneider.“

„Schneider, Ihre Wachsamkeit hat uns drei englische Generalfeldwebel in die Hände gegeben. Sie haben dem Vaterlande dadurch viel genützt und Ihr Diensteifer soll nicht unbezahlt bleiben; ich werde Sie fürs Eisenerz Kreuz vorschlagen.“

Streifzüge an der belgischen Küste.

Ähnlich wie in den Tagen vor dem Falle Antwerpens an der belgischen Nordgrenze sieht es jetzt an der Küste aus, nur ist das Bild der Verwirrung noch viel größer, denn die fliehenden Zivilpersonen und das Militär bildeten in den letzten Tagen ein unentwirrbares Durcheinander. Einer der Kriegsberichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ ist in den Tagen vor der Besetzung Ostendes und Brügges durch die Deutschen mit dem Automobil an diesen Küstenstriche umhergestreift, und dieser Tage hat das Rotterdamsche Blatt seinen Bericht erhalten, aus dem wir im Folgenden ein paar besonders fesselnde und bezeichnende Stellen übernehmen. Ganz Ostende glich einem Flüchtlingslager, so beginnt der Holländer seinen Bericht. Dann kommt er sogleich auf den Bürgermeister von Evers, eines Dorfes zwischen Mecheln und Löwen, dessen Leidensgeschichte er erzählt. Der Holländer wunderte sich nämlich darüber, daß ein so gebildeter Mann, wie der Bürgermeister es ist, von der allgemeinen Panik ergriffen werden konnte. Als die Deutschen in Evers ankamen, zogen sie ganz ordentlich ein, ein Offizier unterhielt sich höflich mit dem Bürgermeister, es schien alles ungefährlich zu sein, und so ging der Bürgermeister in seinen Garten. Plötzlich erscholl ein Schuß, Gewehrsalven folgten, und alsbald tauchten deutsche Offiziere vor dem Bürgermeisterhause auf, der Bürgermeister mußte herauskommen, die Offiziere hielten ihm ihre Revolver bedrohlich nahe vor's Gesicht und fragten, was das Schießen bedeute. Der Bürgermeister wußte es nicht, meinte jedoch, es sei wohl abstrichendes Militär. Damit gaben die Offiziere sich zufrieden, doch drohten sie, das Dorf niederzubrennen, wenn die Schießerei sich wiederhole. Ein paar Stunden später ging das Gefährliche tatsächlich von neuem los, die deutschen Soldaten schossen in alle Fenster, und nun stoh der Bürgermeister mit seiner Familie Hals über Kopf. Der wohlhabende Mann konnte nur wenig von seinem Vermögen mitnehmen; erst stoh er nach Blankenberghe, da aber dort keine Lebensmittel mehr aufzutreiben waren, flüchtete er weiter nach Ostende. Hier bot ihm der Holländer an, die Frauen seiner Familie in seinem Auto mit nach Holland zu nehmen, aber er erhielt die Antwort: „Wenn wir denn sterben wollen, sterben wir zusammen.“ Hierzu sagt der holländische Kriegsberichterstatter wörtlich: „Das ist der Geist, der sie besetzt und man kann ihnen nicht antworten, daß sie sterben müssen, wenn die Deutschen kommen.“

Während der Holländer im Gasthause saß, erschien plötzlich ein Polizeikommissar, der dem Holländer, dessen Papiere durchaus in der Ordnung befunden wurden, dann erzählte, wodurch er sich verdächtig gemacht habe: er hatte nämlich einen Jungen, den er nach dem Wege gefragt hatte, eine Karte geschenkt. Das Aufkaufen des deutschen Geldes in Ostende war sofort der Polizei gemeldet worden und diese hatte sogleich nach Deutschen in Ostende gesucht. Für einen Holländer war es nun freilich nicht gefährlich, deutsches Geld zu verausgaben, das er von Brüssel her gewohnheitsmäßig neben dem belgischen in der Tasche hatte. Während der Nacht, die der Holländer in Ostende verbrachte, hielt die Massenflucht an; Zivilpersonen und Soldaten flohen durcheinander, und am Abend fuhr das letzte Schiff mit belgischen Truppen nach Ve Havre ab. Tags darauf suchte der Holländer für sein Automobil nach Benzin. Er bekam leicht alles, was er brauchte, Benzin, Öl und Kohlenäther, ja man bot ihm sogar ein Auto oder ein Motorrad an, und schließlich kam ihm die Sache verdächtig vor. Ein belgischer Sergeant verschaffte ihm nämlich alles, was er nur wollte, und es stellte sich heraus, daß er einen Gegenstand erwartete; der Holländer sollte ihn nach Holland mitnehmen. Das tat er auch, natürlich mußte der Sergeant seine Uniform

ausziehen und als Zivilperson reisen. Während der ganzen Autofahrt begegnete dem Holländer überall Truppen. Die meisten Soldaten hatten keine Gewehre mehr. Auch zahlreiche militärisch besetzte Autos ratterten in der Richtung nach Neuport vorbei, und die Wege waren voll von Flüchtlingen, die nicht wußten, wohin sie wollten. Inmitten des Gedränges bot ein Zeitungsverkäufer seine Ware aus, der Holländer kaufte sich die neueste Ausgabe des „Nieuw Maritime“ und las gleich am Anfang wieder ein zufriedenstellendes und trostreicher Tag. Der Bericht ist überall bei seinen Tag- und Nachtangriffen zurückgeschlagen. So stand da schwarz auf weiß zu lesen. In den Gesichtern der Flüchtlinge las man allerdings das Gegenteil. Trotzdem wurden die Zeitungen gierig gekauft. Die Automobilfahrt, deren Ziel Brügge war, konnte nicht auf der hohen Landstraße erfolgen, denn die Brücken bestanden nicht mehr. Verschiedentlich wurde der Holländer durch Posten angehalten, die seine Papiere untersuchten, und dabei fiel ihm auf, daß der Sergeant in Brüssel auf Grund seiner Militärpapiere durchgelassen wurde. Das sagte er ganz richtig als Beweis dafür auf, daß die belgischen Behörden das Verfahren gut hielten. Als vorsichtiger Mann rechnete er jedoch damit, daß er bei der Weiterfahrt auch von deutschen Truppen angehalten werden würde und diesen seine Papiere vorzeigen müßte. Er verlangte daher von dem Sergeanten, daß er seine Militärpapiere vernichtete und auf diese Weise sich aus einem Angehörigen des Soldatenstandes in eine wirkliche Zivilperson umwandelte, was denn auch geschah. In Brügge kam der Holländer an, ehe noch die Deutschen die Stadt besetzt hatten. Die Weiterfahrt nach der holländischen Grenze ging ganz langsam vonstatten, weil alle Wege gedrängt voll von Flüchtlingen waren.

Vermischtes.

• Die Universität Löwen in... Cambridge. Kurze Zeit nachdem die Zerstörung Löwens und besonders seiner Bibliothek bekannt geworden war, hat die Universitätsbehörde von Cambridge dem Rektor der katholischen Universität Löwen eine Einladung übermittelt, den Unterricht der Universität während des nächsten Schuljahres in Cambridge abzuhalten, und Prof. Van der Ven hat darauf erwidert, daß der Kardinal-Erzbischof von Mecheln, sowie der Rektor der Universität Löwen beschlossen haben, der Einladung zu folgen. Die Hochschullehrer von Löwen, die gegenwärtig noch fast alle in Holland weilen, sind ersucht worden, sich sobald wie möglich nach Cambridge zu begeben. Die englische Universität wird ihre Hörsäle und gemeinsamen Räume kostenlos zur Verfügung stellen; die Hochschullehrer und die Studenten von Löwen werden sich auch aller Hilfsmittel des Unterrichtes, besonders der Bibliotheken und Laboratorien, bedienen können. Wie weit eine solche Verpflanzung der Universität ohne weiteres möglich ist, wird ja die nächste Zukunft lehren.

• Schrapnells vor 300 Jahren. Die Schrapnell, die im gegenwärtigen Kriege eine so große Rolle spielen, sind in ihrer heutigen Form bekanntlich die Erfindung des englischen Obersten Schrapnell, nach dem sie auch genannt sind. Aber wie alle menschlichen Erfindungen hat auch diese Vorkäufer gehabt. So wurde, wie der „Figaro“ berichtet, während der Belagerung von Paris im Jahre 1690 eine Granate erfunden. Als die Pariser nicht mehr genügend Geschosse hatten, um der Artillerie Heinrichs IV. zu antworten, der sie belagerte, packten sie alle Nägel und Metallstücke, die sie sammeln konnten, in Bleihüllen, luden damit die Kanonen und schossen diese merkwürdigen Ladungen auf die Belagerer ab. Weitere Ausführung hat dieser Gedanke damals anscheinend nicht gefunden, sondern es mußten fast 300 Jahre vergehen, bis er wieder aufgenommen wurde.

Büchertisch.

— „Was jedermann wissen muß über Deutschlands Heer und Flotte“ betitelt sich ein von Ernst v. Pindenau herausgegebenes Büchlein, das genaue Auskunft über Einteilung, Stärke und Standorte der einzelnen Truppenteile nebst Vergleich mit den Heeren unserer Feinde gibt, ferner ein Verzeichnis unserer Kriegsschiffe, deren Größe, Besatzung etc. enthält. Verlag von Curt Stockhausen in Nürnberg. Preis 30 Pfg.

Anagramm.

Ein Fluß bin ich, gar wohlbekannt,
Und fliehe durch das Sauerland,
Nimmst du den Kopf mir jenseit,
So find' ich dich an jedem Ort,
In jeder Stadt, in jedem Haus;
Du hörst mich überall heraus.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Veränderungsrätsels in voriger Nummer:
Gast, Eder, Land, Dieb, Enkel, Raub, Nase; Geldern.